

Michael Klein

Fallgeschichten von Kindern suchtkranker Eltern

Unveröffentlichter Bericht: Köln, 2001

Bei einer Radiosendung, die vom WDR 5 im Mai 2001 im Rahmen der Reihe „Lebensart – Sinn und Seele“ unter der Überschrift „Kinder Suchtkranker“ produziert wurde, hatten Hörer Gelegenheit, sich zu ihren diesbezüglichen Lebenserfahrungen zu äußern. Dass sich nur Frauen und Mädchen äußerten, ist wohl symptomatisch für den Umgang der verschiedenen Geschlechter mit dem Thema. Eine anonyme Hörerin berichtete, dass sie ihren Vater bereits in frühester Kindheit ausgeblendet habe. Dieser sei nur ein Störfaktor in der Familie und außerdem ein Querkopf gewesen. Normalerweise hätte die Mutter auch versucht, die Kinder vor den negativen Folgeerscheinungen des Alkoholismus beim Vater abzuschirmen. Sehr gut in Erinnerung sei ihr jedoch eine Situation geblieben, als die Mutter einmal nicht zu Hause, sondern vermutlich beim Einkaufen gewesen sei. Der Vater sei – stark alkoholisiert – überraschend nach Hause gekommen. Sie habe in ihrem Bettchen gelegen. Der Vater habe dann ihre Hausaufgaben – einen auswendig zu lernenden Vierzeiler – abhören wollen. Als sie diesen nicht fehlerfrei aufsagen konnte, aber er sie verhauen und das Bettchen obendrein noch zu Kleinholz zerlegt. Eine zweite Hörerin berichtete, dass sich die Familie jeden Freitag in Angst und Schrecken befunden habe, weil dann der Vater meistens betrunken nach Hause gekommen und gewalttätig geworden sei. Einmal sei sie als Kind zur Polizei gelaufen. Sie habe den Beamten erzählt, wie schlimm es zu Hause sei und dass es so nicht weiterginge. Die Polizisten hätten ihr vermittelt, dass sie nicht eingreifen könnten, solange keine körperlichen Verletzungen aufgetreten seien.

Für die gleiche Radiosendung waren einige Kinder und Jugendliche aus Al-Ateen-Gruppen befragt worden. Eine Jugendliche im Alter von 18 Jahren äußerte sich, dass es ihr unvergesslich geblieben sei, dass ihr Vater sie trotz vorheriger Vereinbarung nicht vom Kindergarten abgeholt habe. Sie sei als einziges Kind dort zurückgeblieben. Sie habe sich wahnsinnig geschämt, weil sie genau gewusst habe, warum der Vater nicht gekommen sei. Solche Ereignisse habe es in der Folge öfter gegeben, aber keines sei ihr so unvergesslich geblieben wie dieses.

Ein Junge im Alter von 12 Jahren berichtete, wie sehr er seinen Vater geliebt habe. Er sei sein großes Vorbild gewesen, so dass er jedes Mal, wenn die Mutter gesagt hätte, dass man sich so einen Vater doch wohl nicht zum Vorbild nehmen könne, er innerlich wütend und zornig geworden sei. Bei einem gemeinsamen Urlaub mit dem Vater habe er ihn heimlich verfolgt, wenn dieser unbedingt alleine ausgehen wollte. Seine Ängste, dass der Vater nur trinken wolle, hätten sich bestätigt. Wenn dieser ihn dann entdeckt habe, hätte er so getan, als sei er zufällig vorbeigekommen.

Aus eigenen psychotherapeutischen Behandlungen:

C.R. (38 Jahre): C.R. ist die zweite von vier Töchtern eines alkoholabhängigen Vaters. Die Mutter wird von ihr als duldsam und unterwürfig beschrieben. Ihre älteste Erinnerung ist, dass der Vater die Mutter geschlagen und gewürgt hat. Da muss sie so 3 bis 4 Jahre alt gewesen sein. Später, so etwa im Alter von fünf Jahren, erinnert sie

sich, habe sie einmal im Hasenstall übernachtet, weil der Vater im Haus wieder „Zoff“ gemacht habe. Er habe dann alle bedroht und meist die Mutter und die eine oder andere der Töchter verhauen. Im Hasenstall hätte sie weniger Angst als im Hause gehabt. Auch die Nähe der Tiere sei angenehm gewesen. Sie habe sich aufgrund der Wärme der Tiere geborgen gefühlt und trotz der Dunkelheit im Stall keine Angst verspürt.

Später, als sie so etwa zehn Jahre alt gewesen sei, wäre es zu Hause so schlimm gewesen, dass alle vier Mädchen auf dem gemeinsamen Schulweg beschlossen hätten: Entweder wir ziehen jetzt alle zusammen mit der Mutter zur Großmutter oder wir gehen weg und kommen nie mehr wieder. Dies sei das Ende der Ehe der Eltern gewesen. Am Nachmittag habe die Mutter – in Ermangelung eines Koffers – ihre ganze Habe in den Kofferraum eines Taxis geschmissen und sie alle seien dann zur Großmutter gefahren. Der Scheidungsprozess habe sich noch Jahre hingezogen, da der Vater absolut dagegen gewesen sei. Für die Mutter sei an jenem Tag wichtig gewesen, dass ihre Töchter signalisiert hätten, dass sie ihretwegen die Ehe nicht länger aufrechtzuerhalten brauche, was sie immer gedacht habe. Letzten Endes hatten die Töchter das Gefühl, der Mutter die Entscheidung abgenommen zu haben.

B.R. (25 Jahre) ist eine junge erfolgreiche Mitarbeiterin in einem sehr großen Softwareunternehmen. Sie leidet jedoch hinter ihrer Erfolgsfassade unter Minderwertigkeitsgefühlen. Sie ist zusammen mit ihrem jüngeren Bruder in einer Familie mit einer alkoholabhängigen Mutter aufgewachsen. Diese habe etwa ab ihrem 5. Lebensjahr exzessiv getrunken. Als Kind habe sie insbesondere unter der Angst gelitten, dass ihre Mutter infolge ihres exzessiven Trinkens zu Tode käme. Diese Angst beruhte auf einer Begebenheit, die sich zutrug, als die Tochter etwa acht Jahre alt war. Damals sei die Mutter im Treppenhaus zusammengebrochen und etliche Stufen gestürzt. Heute weiß die Klientin, dass ihre Mutter einen alkoholepileptischen Krampfanfall erlitten hatte. Dieses Phänomen sollte sich in den Folgejahren noch einige Male wiederholen, nicht allzu oft jedoch, aber vor allem ohne einen weiteren ernsthaften Zwischenfall. Die einmal erlebte Angst vor dem Tod der Mutter hat die Tochter jedoch nie wieder losgelassen. Auch als 25-jährige muss sie noch täglich mehrere Kontrollanrufe bei der Mutter tätigen, die etwa 100 km entfernt von ihr wohnt. Aus beruflichen Gründen hat B.R. eine Stelle angenommen, die etwas räumliche Distanz zwischen ihr und der Mutter brachte. Der Vater habe zeitlebens die Alkoholabhängigkeit der Mutter verleugnet und nur, wenn es gar nicht mehr anders ging, z.B. nach dem Auftauchen leerer Flaschen unter dem Sofa oder im Mülleimer, seine Frau ermahnt, doch nicht so viel zu trinken. Der Bruder habe zwar erkannt, was die Mutter so treibe und auch darunter gelitten, sich jedoch aus der direkten Verantwortung draußen gehalten, indem er immer sehr viel mit Freunden unterwegs gewesen sei oder sich völlig in seine Bastelwelt zurückgezogen habe. Daher, so sagt B.R., habe sie sich schon sehr früh für die Mutter verantwortlich gefühlt. Sie habe den Eindruck gehabt, dass diese von den anderen Familienmitgliedern im Stich gelassen werde. Daher müsse sie sich umso mehr kümmern. Auch in der Schule, wo sie eine gute Schülerin gewesen sei, habe sie ihre Gedanken oft an zu Hause verschwendet, was mit der Mutter gerade los und ob nichts Schlimmes passiert sei.

Dass sie unter all diesen Abläufen litt, sei ihr erst als junge Frau bewusst geworden, nachdem sie andere kennen gelernt habe, bei denen es zu Hause nicht so sei wie bei ihr. Früher habe sie das alles für normal gehalten. Auch ihre körperlichen Symptome,

derentwegen sie hauptsächlich in die Psychotherapie gekommen sei – sie litt nach einer Bandscheiben-OP immer noch oft unter Kreuzschmerzen – habe sie lange auf eine schwache Konstitution geschoben. Dass sie schon als 9-jährige beim Skifahren immer wieder taube Beine gehabt habe, hätte zwar zu einem raschen Wechsel immer wieder neuer Skistiefel geführt, heute sei ihr jedoch klar, dass dies das Resultat ihrer damals schon völlig verkrampften Körperhaltung gewesen sei. Sie könne sich jetzt noch gut daran erinnern, dass sie schon in diesem Alter ihre Pobacken immer zusammengekniffen habe, und das ihr dieses Körpergefühl viel Sicherheit gegeben habe.

Frau S.R. ist 42 Jahre alt, alkohol- und medikamentenabhängig. Sie ist geschieden und hat zwei Kinder und ein Enkelkind. Sie lebt seit 2 Jahren in einer festen Beziehung mit ihrem Freund. Sie kommt aus einer suchtbelasteten Familie: Ihr Vater war schon zum Zeitpunkt ihrer Geburt alkoholabhängig; auch ihr Großvater war schon alkoholabhängig; inzwischen sind auch ihre zwei Geschwister sowie ihre Mutter alkoholkrank. Frau R. hatte nach einer schwierigen Kindheit (sexueller Missbrauch durch Vater und Bruder; physische Misshandlung durch beide Eltern) ihr Elternhaus mit 16 Jahren sehr früh verlassen und heiratete einen alkoholabhängigen Mann, was sie zum damaligen Zeitpunkt jedoch noch nicht wahrhaben wollte. Während ihrer stationären Entwöhnungsbehandlung wurde das folgende Interview durchgeführt. Frau R. erfuhr in ihrer Familie von niemandem Unterstützung und kaum positiven Zuspruch. Der Kontakt zu ihrer Freundin wurde ihr oft verwehrt. „Eine gute Freundin hatte ich. Bloß durfte ich so wenig zu ihr, da wurde ich immer verprügelt, wenn ich dann heimlich hinging. Da wurde ich schwer misshandelt von meiner Mutter. (...) Die haben da zwar auch Alkohol gehabt und abends auch mal gerne ein Gläschen getrunken und so, aber da war keiner dermaßen betrunken oder sonst dergleichen. (...) Da hab ich mich sehr wohl gefühlt.“ Die Familienatmosphäre war nicht nur von Gewalttätigkeit, Instabilität und Unberechenbarkeit geprägt, sondern wurde durch die sexuellen Übergriffe des Vaters zusätzlich belastet. „Und dann hat er mich ja auch missbraucht mit 9 Jahren, mein Vater, bis zum 17. Lebensjahr. Und mein Bruder hat mich ja mit 14 auch vergewaltigt unter Alkohol. Und meine Mutter hat mich dann auch noch verprügelt, weil ich um Hilfe schrie.“ Mit 18 Jahren heiratete sie einen Alkoholiker, nach ihren heutigen Angaben eine reine Trotzehe, nur um aus der Familie rauszukommen. „Mir wär’s auch egal gewesen, ob das jetzt ein anderer oder mein Mann gewesen wäre. Ich hätte ihn auf jeden Fall geheiratet. So bald wie möglich, nur um rauszukommen aus der Hölle, und um ein anderes Leben anzufangen. Aber daß ich in der Ehe dann auch so misshandelt würde und missbraucht würde, damit habe ich damals ja gar nicht gerechnet. Und das es dann so abläuft auch nicht (...) Den habe ich kennen gelernt unter Alkohol. Das war für mich selbstverständlich und ganz normal, dass der trinkt. Das kannte ich ja, seit ich ganz klein war von meinem Vater, das der auch ständig betrunken war.“

Frau S.R. war der Sündenbock innerhalb der Familie. Sie bekam meist den Ärger mit ihren Eltern. Ihre älteren Geschwister bezeichnet sie dementsprechend auch als die Lieblinge der Eltern, die keine Grenzen gesetzt bekamen und auch nie bestraft wurden. „Also, meine Schwester war immer die Prinzessin. Sie durfte alles machen. Sie war nur ein Jahr älter. Mein Bruder war auch so’n Liebling, der aber von meiner Mutter her. Der hat immer alles machen dürfen. Und deswegen ist er auch zum Schwerverbrecher geworden.“ Nach den Beobachtungen von Frau S.R. hatten ihre beiden Geschwister jeweils komplementär, d.h. die Schwester zum Vater und der Bruder zur Mutter, die Positionen von Prinz bzw. Prinzessin eingenommen, erhielten wenig bis gar keine

Grenzen gesetzt. Letzten Endes war für das dritte Kind gar kein Platz vorgesehen. So blieb ihr nur eine Mischung zwischen verlorenem/einsamem Kind oder dem Sündenbock-Kind, das zumindest noch wahrgenommen wird. Später musste sie dann immer Zuhause bleiben und auf die (inzwischen geborenen) jüngeren Geschwister aufpassen. In ihrer Mädchenrolle fühlte sie sich sehr unwohl. Sie wollte nie so werden wie ihre Mutter.

Die Patientin hat mittlerweile keinen Kontakt mehr zu ihrer Familie und zeigt sich auch froh darüber, dass dem so ist. Sie möchte von allen Familienmitgliedern in Ruhe gelassen werden. Durch die Vorfälle in ihrer Kindheit und Jugend hat sie Respekt und Liebe zu ihren Eltern verloren. „Ich hatte ja dann auch keinen Respekt mehr oder Achtung vor meinen Eltern. Also ich kann nicht sagen, dass ich meine Eltern vermisse oder noch liebe oder sonst was. Die war'n halt da und damit musste ich leben.“ Es wird deutlich, dass sich Frau S.R. scharf und deutlich von ihrer Herkunftsfamilie abgrenzt. Dieses Grenzziehungsmuster ist im Sinne einer starren Grenze aus der strukturellen Familientherapie bekannt und bei Suchtfamilien häufig vorzufinden.

Dass sich in Fallgeschichten auch protektive Faktoren widerspiegeln können, zeigt die von Ursula Nuber¹ berichtete Geschichte eines Mannes, der mit zwei alkoholabhängigen Elternteilen aufgewachsen war. Dieser berichtete: „Ich wurde von zwei kranken Menschen erzogen, die mich Unsicherheit und Angst und Hass lehrten. Ich wuchs in einer Hölle auf. Mein Zuhause war das Chaos. Ergebnis: Ich lernte, in jeder Situation auf meinen beiden Füßen zu landen. Ich kann den schrecklichsten Scheußlichkeiten – von Angesicht zu Angesicht – standhalten.“ Dieser kurze Bericht, der im übrigen deutlich an die Resilienzstudien etwa von Werner (1986) erinnert, mag zwar nicht für die Mehrzahl der COAs auch nur annähernd repräsentativ sein. Dennoch macht er deutlich, welch gewaltiges Bewältigungspotential **vorhanden sein kann**.

Im Rahmen eines Schwerpunktthemas rief die Klinikzeitung einer stationären Entwöhnungseinrichtung² ehemalige und aktuelle Patienten dazu auf, Erfahrungen mit ihren Vätern in Briefen niederzuschreiben. Die Resonanz war über alle Maßen gut. So schreibt Reinhard (47) über das für Kinder oft wichtige Thema der Scham: „Ich kenne Dich nicht. Als ich Dich brauchte, warst Du nicht da. In der Schule wurde vor der ganzen Klasse nach meinen Eltern gefragt. Da saß ich da, ratlos und mit rotem Kopf. Soweit ich mich erinnern kann, hatten alle einen Vater. Ich schämte mich für jemanden, den ich nicht kannte.“

Briefe:

Ein 16-jähriger Junge schreibt in einem Brief an seinen Vater, der sich in stationärer Entwöhnungsbehandlung wegen Alkoholabhängigkeit befindet:

“In der Kindheit bemerkte ich deine Sucht nicht, und du warst für mich der perfekte Vater. Bis ich anfang nachzudenken. Immer öfter hörte ich dich und Mutter streite, glaubte, es sei meine Schuld und hatte den Wunsch zu sterben, um für das zu büßen, was zwischen euch schief lief...“.

¹ aus: Ursula Nuber: Der selbstgerechte Blick zurück im Zorn. Publik Forum, Nr. 19/1999 vom 08.10.1999, S. 7.

² Suchtglocke. Patientenzeitung der Fachklinik Vielbach (Westerwald), Heft Nr. 37/1998.